

Vortrag beim Studientag der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD) in Wittenberg am 17.9.2008 zum Thema: Weitergabe des Glaubens in der Diakonie

Deus caritas est (1 Joh 4,16)

Vom Gottesglauben, der liebt, und von der Liebe, die (Gott) verkündet

von Bischof Joachim Wanke

Was haben vom Staat refinanzierte soziale Dienstleistungen eines kirchlichen Verbandes mit Gott zu tun? Welche Rolle spielt der christliche Glaube mit seinem Hauptgebot der Gottes- und Nächstenliebe in der Welt der Diakonie bzw. Caritas? Spielt er überhaupt eine Rolle – oder geht es heute allein um betriebswirtschaftliche Ziele, um Arbeitsplätze, um Lohnabschlüsse, um Mitarbeiterrechte.

Diese Frage bewegt zunehmend Bischöfe und Caritasdirektoren, Kirchenleitungen und Diakonieverantwortliche – und das ist auch Auslöser für Ihre Tagung jetzt in Wittenberg. Kann Liebe eine gestaltende Kraft der diakonischen Arbeit sein?

Die letzten Jahre brachten einige hilfreiche Impulse zu dieser Fragestellung. Es gab die Erinnerung an zwei große Gestalten christlicher Diakonie, jetzt im Jahr 2008 die Erinnerung an Johann Hinrich Wichern (geb. 1808) bzw. im Jahr 2007 das Gedenken an die hl. Elisabeth von Thüringen (geb. 1207). Zudem ist 2006 die erste Enzyklika von Papst Benedikt XVI. „Deus caritas est“ erschienen, über Kirchengrenzen hinaus auch von der säkularen Öffentlichkeit interessiert und weithin positiv aufgenommen.

Die von Ihnen gewünschte Einführung in die Enzyklika will ich nicht anhand einer Textanalyse vornehmen (vgl. dazu die hilfreiche Einführung von Kardinal Karl Lehmann). Ich möchte vielmehr thematisch vorgehen und das Grundanliegen der Enzyklika, nämlich der Zusammenhang von Glaube und Liebe, von Verkündigung und Dienst, von Kirche und Caritas/Diakonie vor Ihnen entfalten. Das könnte m.E. ein hilfreicher Impuls für ihre Tagung sein.

Ich beginne mit einer Erfahrung aus dem Elisabethjahr 2007. Im Bistum Erfurt hatten wir anlässlich dieses Jahres zwei Impulstagungen durchgeführt, die Verantwortungsträger aus der Seelsorge und der verfassten Caritas zusammenführten.

Der Pastoraltag (im April 2007) hatte als Leitwort: Elisabeth bewegt – zum Glauben, der liebt. Der Caritastag (im Juni 2007) hatte als Thema: Elisabeth bewegt – zur Liebe, die verkündet. Beide Tage bildeten eine innere Einheit. Sie sollten sich ergänzen in dem einen Grundanliegen: Der Glaube muss sich in der Liebe ausweisen, und die tätige Liebe soll von Gott sprechen. Sie soll helfen, neuen Glauben und Vertrauen auf Gott zu wecken.

Was mir als Bischof am Herzen lag und weiter liegt: Unsere Gemeinden müssen im weitesten Sinne caritativ bleiben. Umgekehrt gilt aber auch: Die Caritas (auch als e.V.!) muss Gottesberührung ermöglichen. Es geht mir um das Gotteszeugnis der Caritas. Caritas, eben auch als Sozialverband, hat einen Auftrag, Gott zu bezeugen. Nicht durch Formulare, nicht allein durch die Kreuze in ihren Einrichtungen und Büros. Für mein Kirchenverständnis gilt: Caritas ist Kirche – und Kirche ohne Caritas (sei sie verfasst oder ehrenamtlich), Kirche ohne Frauen und Männer, die durch ihre tätige Diakonie von Gott sprechen, wäre nicht richtig Kirche. Oder noch kürzer gesagt: Als Bischof wünsche ich mir, dass die Kirche caritativ und die Caritas kirchlich bleibt. Und genau das ist ein Grundanliegen der Papstencyklika „Deus caritas est“.

Also: Glaube, der liebt – Liebe, die (Gott) verkündigt. Wie kann beides zusammen kommen? Dazu drei Gedankengänge.

I. Glaube, der liebt

Ich wiederhole – in einem ersten Gedankengang – zunächst einmal, was uns allen vertraut ist: Gottesverehrung, Frömmigkeit und Liturgie bedürfen, um wahrhaft christlich zu sein, der Zuwendung zum Mitmenschen.

Ein Christ, der nur das Glaubensbekenntnis rezitiert, aber die Liebe zum Nächsten vergisst, wird vom Herrn kein Lob erfahren. Eine Gemeinde, die nur Gottesdienst feiert, aber die Caritas vergisst (oder diese allein dem Caritasverband überlässt), vernachlässigt, was ihr eigentlich aufgetragen ist.

Glaube und Liebe sind nicht zu trennen. Gottesliebe, die aus dem Glauben entspringt, und Nächstenliebe, die eine praktische Tat ist und keine Gefühlsduselei, gehen ineinander. Beide Gebote, die Aufforderung zur Gottesliebe und die Aufforderung zur Nächstenliebe sind letztlich ein Gebot. Dafür steht Elisabeth, steht Wichern (Zitat Wichern: „Die Kirche möge anerkennen: Die Liebe gehört mir wie der Glaube“). Die Heiligen der Caritas vereinen in ihrer Person das, was scheinbar zwei getrennte Dinge sind: sich Gott zuzuwenden – und gleichzeitig sich dem Nächsten in seiner Not zu öffnen.

Warum gehören eigentlich diese beiden Dinge zusammen? Wir antworten gewöhnlich: Weil das vom Herrn im Doppelgebot der Liebe zusammengebunden wird. Aber warum eigentlich? Eine mögliche Antwort wäre: Weil wir durch die Liebe zu Gott einerseits sensibel werden für die Liebe zum Mitmenschen und andererseits durch diese Zuwendung zum anderen neben mir Gott tiefer erkennen und lieben lernen. Beides verstärkt und intensiviert sich gegenseitig.

Das ist – um einen Vergleich aus unserem Lebensalltag zu gebrauchen – wie bei einer Freundschaft, einer wachsenden geistigen Verwandtschaft unter zwei Menschen. Da wächst einer in die Interessen, in die Vorlieben eines anderen immer tiefer hinein. Er fühlt sich gleichsam ein in das, was dem anderen, dem Freund, der Freundin wichtig ist. Das ist dann wie ein wechselseitiger Vorgang: Das, was auch den anderen interessiert, was ihn umtreibt, ihn bewegt, hilft mir, ihn besser auch als Person zu erkennen und zu verstehen. Und umgekehrt: Je mehr ich in der Freundschaft, in der Zuneigung zu dem anderen, zu der anderen wachse, desto mehr interessiert mich auch das, was den anderen „umtreibt“. Ich fange an, in der Perspektive des geliebten anderen Menschen die Welt, die Dinge um mich herum, auch die anderen Menschen zu sehen. Ich lerne zu beachten, zu verstehen, zu lieben, was auch dem anderen am Herzen liegt – und lerne ihn so immer besser und tiefer kennen.

Was „treibt“ Gott um? Seit Jesus gekommen ist, wissen wir das mit letzter Gewißheit: Gott treibt um die Sorge um sein Geschöpf, die Sorge um den Menschen. Er will für uns ein Gott des Lebens sein. Die ganze Sendung Jesu lässt sich darin zusammenfassen. Er ist gekommen, „damit wir das Leben haben, und es in Fülle haben“ – wie der 4. Evangelist, sagt. Diesen Gott gilt es kennen zu lernen, ihn gilt es bekannt zu machen. Von ihm sollen wir reden – aber eben nicht nur reden, sondern in seiner Zuwendung zu uns Menschen nachzuahmen. Z. B.: auch durch den Caritasverband – durch das, was ich als dort Tätiger Tag für Tag tue, und wenn es ein Dienst im Büro wäre.

„Gott ist die Liebe“ – das ist in der Tat die grundlegende Botschaft des christlichen Glaubens. Nicht umsonst hat Papst Benedikt sein erstes Lehrschreiben diesem Thema gewidmet. Die

Schöpfung, das ganze Heildrama um die Schuld und die Neueinsetzung des Menschen in seine verlorene Würde hat seinen letzten Sinn in dem staunenswerten Willen Gottes, sich als liebenden Gott zu offenbaren und „Mit-Liebende“ (Duns Scotus) zu haben.

Und noch von einer anderen Seite wird uns Glaubenden die Nächstenliebe zur Beglaubigung unseres Gottesbekenntnisses: In Jesu Willen, sich mit den Armen, Kranken und Schwachen zu identifizieren und dort, im Dienst an den „Kleinen und Geringen“, also an einem ganz unsakralen Ort, verehrt und geliebt zu werden.

Ich erinnere an zwei grundlegende Aussagen unseres Glaubens: Die Kirche als die Gemeinde des auferstandenen und erhöhten Christus weiß ihren Herrn in doppelter Weise in ihrer Mitte gegenwärtig:

a) in seinem Wort und Sakrament.

Zum anderen aber – und das haben wir beileibe nicht so lebendig vor Augen – ist Christus gegenwärtig:

b) in den Kleinen, den Geringen, den Armen, Kranken etc.

Der Dienst an den Schwachen und Armen ist ein Dienst am Christus selbst. Das wichtigste Zeugnis dafür ist die Perikope vom Weltgericht in Mt 25 mit deren Quintessenz: „Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Auch Mt 18 wäre hier zu nennen, wo es um die „Hausordnung“ in der Kirche geht: Hier wird das Leben der Kirche als Gemeinschaft auf die Achtung vor den Kleinen gegründet. Diese „Kleinen“ dürfen nicht verachtet werden, sonst verachten wir den Herrn selbst. Hier wird die Sorge um den bzw. die Verlorenen eingeschärft, die Verantwortung für den Bruder, der sich verfehlt hat, die Barmherzigkeit, die wir einander gewähren müssen. Also: Christuspräsenz durch Diakonie und eine auf der Liebe Christi begründeten „Geschwisterlichkeit“.

Diese beiden Grundweisen der Gegenwart Christi sind sozusagen der Kirche ins Stammbuch geschrieben. Das ist ihr Markenzeichen: Verkündigung der Frohbotschaft durch die Jahrhunderte regional und weltweit, was immer auch die Feier des Gottesdienstes (im weitesten Sinn) einschließt; **und** die Diakonie, die in den eigenen Reihen ihren Anfang nimmt, darüber in die Gesellschaft hinein ausgreift und so den Lebens- und Todesdienst Christi präsent hält bis ans Ende der Zeiten.

Von diesen Überlegungen her zeigt sich: Die Werke der Nächstenliebe in der Kirche sind mehr als nur Bekräftigung, „Beglaubigung“ des Glaubens, zum Glauben hinzutretendes Ornament etc., so sehr man das alles auch mit gewissem Recht sagen kann (Liebe als „Frucht“ des Glaubens, fides caritate formata: „Glaube, der in der Liebe wirksam ist“, so Gal 5,6). Die Caritas (im weitesten Sinn), also die Zuwendung zum notleidenden Nächsten, **ist** aktualisierter Glaube. Die Caritas hat gleichsam sakramentalen Charakter. Sie macht Christus präsent als ein Zeichen, als einen sprechenden Hinweis, aber ebenso effektiv und heilbringend wie die Eucharistie.

Die großen Heiligen der Nächstenliebe haben das gewusst, etwa der heilige Vinzenz, der die Anweisung gab, im Bedarfsfall das gemeinschaftliche Gebet zu verlassen, um einem Kranken beizustehen. Der große französische Mathematiker und Philosoph Blaise Pascal ließ sich, als er wegen einer verhängten Exkommunikation nicht kommunizieren konnte, Todkranke auf sein Zimmer bringen, um sie hingebungsvoll zu pflegen. Er wollte so – nichteucharistisch – Christus nahe sein.

Durch Reformation und Gegenreformation ist in den letzten Jahrhunderten die Korrektheit des Glaubensbegriffs so betont worden, dass der Gedanke der Gegenwart Christi in den Armen in

der Breite des religiösen Empfindens bei vielen Christen nicht mehr so präsent ist wie etwa die eucharistische (Tabernakel-) Frömmigkeit. Die Praxis der Kirche war hier gottlob ihrer Theologie voraus.

Ich fasse die Gedanken dieses Abschnittes zusammen: Diakonie/Caritas (auch mit der Akzentsetzung: „gemeinschaftliche, institutionell organisierte Nächstenliebe“) ist keine pastorale Vorfelddarbeit. Sie ist die andere Seite von Seelsorge. Sie ist „Verkündigung mit den Händen“. Sie ist (nach Hans Urs von Balthasar) „Sakrament der Schwester und des Bruders“, das „vor den Kirchentüren“ gespendet wird. Und umgekehrt ist Seelsorge mit ihren Vollzügen nur denkbar auf dem Hintergrund einer glaubhaften Sorge um den konkreten Menschen mit seinen Bedürfnissen und Nöten.

Natürlich braucht es neben unserer ganz persönlichen Zuwendung zum Nächsten auch organisierte, institutionell abgesicherte Caritas/Diakonie. Das geht in unserer arbeitsteiligen Welt, wo oft fachliche Hilfe gefragt ist, gar nicht anders. Das ist aber hier nicht eigens zu begründen oder gar zu entfalten.

Die Notwendigkeit dieser Verknüpfung zeigt übrigens sehr schön die bekannte Geschichte vom barmherzigen Samariter (Lk 10,30-35). Dort wird ja von zwei Hilfeleistungen erzählt: die akut notwendige Hilfe des Samariters, der (zufällig!) des Weges daherkommt und die professionelle (!) Hilfeleistung der „Institution“, repräsentiert im Wirt der Herberge. Der Samariter setzt ja in der Geschichte seinen Weg fort. Er delegiert seine Sorge (unter Heranziehung von 2 Denaren!) an die Herberge und ihr Personal, wiewohl er bereit ist, später noch einmal nach dem Überfallenen zu schauen und gegebenenfalls weiter für ihn (auch finanziell) einzustehen.

Man könnte in dieser Geschichte gleichsam so etwas wie eine neutestamentliche „Gründungsgeschichte“ des Caritasverbandes sehen! Wirksame Hilfe für den „unter die Räuber Gefallenen“ kann es weder ohne den Samariter noch ohne den Wirt der Herberge geben.

Das war mein erster Gedankengang: Gottesglaube, der liebt. Nun aber die Umkehrung der Perspektive:

II. Liebe, die (Gott) verkündigt

Wenn wir Gottes Nachahmer in seiner Liebe zum Menschen werden, werden wir wie von allein Menschen, die Gott bekannt machen, die auf ihn verweisen, die anderen Mut machen, sich ihm anzuvertrauen. Der Berufseinsatz in Caritas und Diakonie wird zur Verkündigung – mit und ohne Worte.

Die bekannte kritische Frage lautet: Warum eigentlich Mitmenschlichkeit mit Gott vermengen? Oder anders gefragt: Was hat Zuwendung zum Nächsten mit Gott zu tun, was Mitmenschlichkeit mit Religion? Sollten wir „Karitäter“ und Diakoniemitarbeiter nicht alle Anstrengung darauf verlegen, ein fachlich guter Sozialverband sein und dort gute Arbeit zu leisten? Geht es nicht vornehmlich darum, effektiv und nachhaltig zu helfen – wo und wie immer das möglich ist? Ist nicht Frömmigkeit und die Rede von Gott nur so etwas wie eine fromme Soße, die über das Ganze unserer Sozialarbeit gegossen wird, die aber eigentlich auch entbehrlich wäre?

Ich frage einmal – statt einer langen Antwort – zurück: Könnten wir uns Elisabeth ohne Christusfrömmigkeit vorstellen? An ihrer Person wird klar, warum es doch sehr heilsam ist, die

Gottesquelle auch im eigenen Leben als Caritasfrau, als Caritasmann offen zu halten. Ich nenne einmal einige Gründe, die mir dazu einfallen:

- Ohne das Festmachen in Gott könnte es sein, dass uns angesichts der vielgestaltigen Not der Atem ausgeht.
- Ohne eigene Gottesberührung könnte es sein, dass der Umgang mit fremdem Leid uns selbst zunehmend hart und empathie-unfähig macht.
- Ohne das Wissen um Gott könnte es sein, dass man sauer wird, wenn Anerkennung und Belobigung ausfallen.
- Ohne Gott ist es vielleicht (!) ganz unmöglich, sogar Feinden Gutes zu tun.

Das sind vier Gründe, warum es gut ist, dass ein Caritas-, ein Diakoniemitarbeiter eine solide Frömmigkeitsgrundlage hat. Ich gebe zu: es sind vordergründige Argumente, die ich hier vortrage. Aber manchmal braucht man – besonders in der Auseinandersetzung mit Außenstehenden – auch solche Argumente. Der tiefste Grund für das Festmachen der Menschenliebe in der Gottesliebe ist die Glaubenstatsache, dass ich zuvor selbst geliebt werde, und zwar gratis, umsonst. Und die Erfahrung einer von oben herabsteigenden Liebe will antworten – in der aufsteigenden Bewegung auf Gott hin in Anbetung und Lobpreis, und in horizontaler Richtung auf den Mitmenschen hin in barmherziger Zuwendung.

Papst Benedikt hat dieses Mit- und Ineinander von Nächstenliebe und Gottesliebe in seiner Enzyklika gut zusammengefasst. Ich zitiere einmal aus Nr. 18: Im Anschluss an den 1. Johannesbrief beschreibt der Papst die enge, gleichsam notwendige Wechselwirkung zwischen Gottes- und Nächstenliebe, und fährt dann fort: „Wenn die Berührung in meinem Leben mit Gott ganz fehlt, dann kann ich im anderen immer nur den anderen sehen und kann das göttliche Bild in ihm nicht erkennen. Wenn ich aber die Zuwendung zum Nächsten aus meinem Leben ganz weglasse und nur ´fromm´ sein möchte, nur meine ´religiösen Pflichten´ tun, dann verdorrt auch die Gottesbeziehung. Dann ist sie nur noch ´korrekt´, aber ohne Liebe. Nur meine Bereitschaft, auf den Nächsten zuzugehen, ihm Liebe zu erweisen, macht mich auch fühsam Gott gegenüber. Nur der Dienst am Nächsten öffnet mir die Augen dafür, was Gott für mich tut und wie er mich liebt.“

Und dann erinnert der Papst Nr. 40ff) an die großen Heiligen der Nächstenliebe. (Übrigens ist das die einzige Schwachstelle der großartigen Enzyklika, dass der Papst leider nicht die hl. Elisabeth erwähnt!) Diese Heiligen haben ihre Nächstenliebe aus der Christusliebe gespeist, ob das nun Elisabeth in der Kapelle der Wartburg war oder Mutter Teresa von Kalkutta, die vor ihrem Dienst an den Sterbenden eucharistische Anbetung hielt. Das Beispiel von Blaise Pascal hatte ich schon erwähnt.

Die Hinwendung der hl. Elisabeth zu den Armen und Kranken, die alle Zeitgenossen einmütig bezeugen, hat ihre letzte Motivation in der Entdeckung der Liebe Gottes, die sich im Kreuz unseres Herrn Jesus Christus unwiderruflich und endgültig enthüllt hat. Wer geliebt wird, der verändert sich. An Elisabeths, an Johann Hinrich Wicherns Biographie ist das in staunenswerter Weise abzulesen.

Genau das ist das Gotteszeugnis, dass im ganz praktischen Diakonie- bzw. Caritasalltag abgelegt werden kann: Da versucht jemand – so gut er es kann – den anderen, dem er sich zuwendet, mit den Augen Gottes zu sehen. Da geschieht nichts Spektakuläres. Aber es fällt ein Licht von oben in diese Situation. Die „Beleuchtung“ wird verändert. Und das – so meine feste Überzeugung – bleibt nicht ohne Wirkung.

Haben wir Mitarbeiter, die diese „Beleuchtung von oben“ in ihren Dienst einbringen – trotz der vielen Formulare, der gehäuften Bürokratie, die sich zwischen uns und unsere Klienten schiebt? Behalten wir dafür den langen Atem und die durchhaltende Kraft? Bleiben wir auch sozial, wenn es uns selbst nicht gut geht und wir uns unsozial behandelt fühlen?

Ich meine: Wohl nur, wenn wir die Gottesquelle, unseren eigenen ganz persönlichen Glauben an den Gott des Lebens in uns am Sprudeln erhalten. Es war wohl Elisabeths fröhliche Art, von Gott alles zu erwarten – und sich so von den irdischen Mängeln und Widerwärtigkeiten nicht unterkriegen zu lassen. Ihre Gottes-, ihre Christusfreundschaft hat sie selbst in schlimmsten Situationen aufrecht gehalten. Ihr Leben zeigt: An Gott zu glauben, auf ihn zu setzen ist kein Joch, sondern Kraftquelle – eben wie eine Freundschaft, eine Liebe, auf die man bauen kann, in guten wie in bösen Tagen.

Ich behaupte einmal: Das Elisabethjahr mit seinen vielen Veranstaltungen war gelungene Gottesverkündigung auf „mitteldeutsch“. Dieses Jahr hat gezeigt: Wer den Himmel ernst nimmt, wird für die Erde tauglich. Das ist für mich so etwas wie eine Quintessenz des Elisabethjahres.

Gemeinhin steckt in den Köpfen vieler Menschen bei uns die Vorstellung: Der religiöse Mensch macht sich untauglich für das wirkliche Leben. Elisabeths Biographie zeigt das Gegenteil. Und das haben wohl so manche, von der alten DDR-Ideologie und ihrer Religionskritik beschädigten Thüringer mit Staunen entdeckt. Es ist wohl doch nicht so, dass Religion und Himmel nur etwas ist für „Engel und die Spatzen“, wie einst Heinrich Heine gespottet hat. Es ist wohl eher anders: Wer keinen Himmel kennt, bekommt mit der Erde Probleme. Und wer Gott ausblendet, versteht sich selbst nicht mehr. Als Bischof bin ich dankbar: Elisabeth hat im Jahr 2007 besser gepredigt als ich. Und mancher „Karitäter“ hat entdeckt, dass auch sein konkreter Dienst am Nächsten „predigt“!

Hier berühren aber auch den Punkt, der unseren eigenen Glauben und die Art, wie wir miteinander in den Pfarren und Kirchengemeinden unseren Glauben praktizieren, lebendig machen kann.

Darum komme ich jetzt noch einmal auf die Caritas zu sprechen (und Sie mögen das auf die Diakonie hin durchbuchstabieren!) – nicht nur die Caritas als Wohlfahrtsverband der Kirche, sondern vor allem die Caritas, die Gott selbst ist und zu der er uns herauslocken will.

Mein Rat für eine heute oft ratlose und sich in Strukturfragen verlierende Seelsorge ist schlicht und einfach: Machen wir unsere Pfarren, Gruppen und Häuser zu Räumen gelebter Menschlichkeit, Barmherzigkeit und Liebe – und wir werden Wunder erleben!

Die Caritas Gottes und unsere – zugegeben: oft armselige, bruchstückhafte – Caritas des Alltäglichen hängen auf geheimnisvolle Weise mit der Lebendigkeit unserer Pfarrgemeinden zusammen.

Darum diese weitere, unseren kirchlichen Alltag betreffende Frage: Haben unsere Gemeinden ein Sensorium dafür, dass Gemeindeleben (mit Verkündigung, Liturgie und nachgehender Seelsorge) etwas mit Diakonie zu tun hat? Dass die kirchlichen Sozialarbeiter mit Menschen zu tun haben, die eigentlich auch der Sorge der Gemeinde anvertraut sind? Auf das Zusammenspiel etwa von Diakonie vor Ort und der Pfarrgemeinde übertragen: Kommen umgekehrt jene, die in der Fürsorge, der Sozialstation, einer Caritaseinrichtung arbeiten und betreut werden, in der Gemeinde „zu Wort“?

Diese Überlegungen führen mich zu einem letzten Gedankengang:

III. Glaube und Caritas – das Atmen der Kirche „auf zwei Lungenflügeln“

Wir sahen: Das Gotteslob der Liturgie ist wichtig, aber eben auch das Gotteslob der tätigen Nächstenliebe. Unsere Gemeinden müssen mit zwei Lungenflügeln atmen. Ich sehe in diesem immer neu auszutariierenden Gleichgewicht des kirchlichen Lebens folgenden pastoralen Gewinn:

1. Wer sich menschlicher Not stellt, wird offener für Gott

Unseren Gemeinden haftet oft eine gewisse „Bürgerlichkeit“ an. Gerade durch die heutige gesellschaftliche Situation gibt es Tendenzen zu einer Gemeinde, in der sich die mittleren Einkommensschichten sammeln, aber die „Kleinen“, die Benachteiligten draußen bleiben. Die echte menschliche Not versteckt sich ja gern. Ich verstehe unter den Benachteiligten die ganze Palette von Benachteiligungen, denen Menschen ausgesetzt sein können: Behinderungen, Krankheiten, Einsamkeit, Suchtabhängigkeit, materielle Not, Überforderung u. a. mehr. Ich habe in unserem Bistum angeregt, in den Gemeinden (über die bestehenden Elisabeth- oder Vinzensgruppen hinaus) kleine Caritas-Teams einzurichten, die dafür sorgen, dass die Gemeinde sich diesen Blick auf die Not in ihrem Umfeld bewusst stellt und Phantasie zur Hilfe entwickelt.

Unsere Seelsorger und alle, die im Kern der Gemeinde Mitverantwortung übernehmen, müssen helfen, dass möglichst alle in der Gemeinde sensibel werden für heute in unserer Umgebung anstehende Not. Wo das aber geschieht, dort fangen wir an, „mit den Augen Gottes“ zu sehen. Wir öffnen uns selbst mit unserer eigenen Bedürftigkeit dem, der uns alle reich machen kann und will.

2. Die geistigen und faktischen Grenzen von Gemeinde werden durch den Einbezug der Caritasarbeit ausgeweitet. Es sind meistens mehr Menschen sozial engagiert als tatsächlich zur Kirche kommen bzw. am gottesdienstlichen Leben der Gemeinde teilnehmen. Wenn es gelänge, den gemeindefernen, kirchendistanzierten Getauften deutlich zu machen: In eurem konkreten Dienst am Nächsten (hauptamtlich, ehrenamtlich, Selbsthilfegruppen etc.) bekennt ihr durch euer Tun euren Glauben. Das wäre keine „Vereinnahmung“ dieser distanzierter Menschen, sondern u. U. eine Chance, ihnen wieder Heimatrecht in der Gottesdienstgemeinde zu geben, aus der sie sich (aus unterschiedlichsten Gründen) verabschiedet haben. Es geht um die Anerkennung, die Wertschätzung ihres Engagements. Ob da Brücken zu bauen wären?

3. Die Einbeziehung der hauptamtlichen caritativen Mitarbeiter mit ihrer „Kompetenz“ bereichert das Gemeindeleben. Es ist kein Geheimnis: Auch unter den Caritasmitarbeitern findet sich Kirchenmüdigkeit, Glaubensdistanziertheit, besonders wenn biographische Probleme dazukommen. Es ist wichtig, dass hauptamtlich Tätige im Caritasdienst der Kirche erkennen, dass ihr Beruf etwas mit ihrem Glauben zu tun hat. Ja, dass ihre berufliche Arbeit sie Christus näher führen kann, also eine spirituelle Dimension hat.

Wir können also helfen, dass solche Menschen von innen her immer neu auch geistlich motiviert werden und bleiben, und auch ihrerseits die Ehrenamtlichen in der Gemeinde „anstecken“. Darum sollten hin und wieder kirchliche (oder auch nichtkirchliche) Sozialarbeiter in der Gemeinde, im Gottesdienst „vorkommen“, in den Blick gerückt werden, auf ihren Dienst hin angesprochen werden, etwa von ihren Erfahrungen in einem Gemeindekreis einmal berichten können etc.

4. Manche Gemeindemitglieder lassen sich auf neuere Formen sozialen Engagements hin besser ansprechen.

Die Vinzenz- und Elisabeth- oder Caritasgruppen sind meist, wenn vorhanden, für die ganze Gemeinde ein Segen. Aber es gibt auch neuere Formen des Engagements: Patenschaften, Besuchsdienste, Fördervereine. Es gibt Selbsthilfegruppen in unterschiedlichsten Anliegen. Es gibt manchmal sogenannte Freiwilligenzentren, eine Art „Börse“ der ehrenamtlichen Hilfe, wo Helfer und Notlagen zusammengeführt werden. Es gibt also ein weites, uns Priestern oft noch unbekanntes Feld von neuen Kooperationsmöglichkeiten zwischen professioneller und ehrenamtlicher Arbeit, wo Pfarrgemeinden sinnvoll sich einbringen können. Erfreulich finde ich beispielsweise auch manche Initiativen der Hospizarbeit, in der bei uns oft Christen und Nichtchristen zusammenarbeiten.

5. Die nichtprofessionelle Caritasarbeit der Gemeinden bereichert die professionelle Sozialarbeit. Es ist bekannt, dass gerade die hohe Spezialisierung vieler sozialer Dienste die ganzheitliche, menschliche Dimension der Hilfe in Not verkürzt. Ehrenamtliche soziale Arbeit ist oft viel näher an den Menschen als mancher Spezialdienst. Nichtprofessionelle Arbeit ist oft erfrischend spontan. Sie ist auch insofern wichtig, als sie die professionelle Hilfe absichert und ihr „Nachhaltigkeit“ gibt.

Übrigens: Unsere Pfarrgemeinden stehen mit ihrem sozialen Tun zwischen Markt und Staat, zwischen völliger Liberalisierung und völliger Verstaatlichung von Sozialleistung. Unsere Pfarrgemeinden sind insofern ein wichtiger Faktor für eine humane Weiterentwicklung unserer Gesellschaft. Das sollten wir uns durchaus auch mit Selbstbewusstsein sagen (lassen)!

Und eine letzte Anregung, gleichsam als Anhang zu meiner Einladung, unsere Gemeinden wieder diakonischer zu machen: Manchmal fragen wir uns in den Gemeinden, wie wir gerade so manche gottesdienstmüde Mitchristen aktivieren können. Ich kann berichten, dass im Elisabethjahr eine Initiative „**Sieben Werke der Barmherzigkeit für Thüringen heute**“ diesbezüglich bei uns eine gute Resonanz hatte.

Barmherzigkeit hat in den unterschiedlichen Zeiten immer auch eine unterschiedliche Ausprägung gehabt. In einer Welt ohne Bestattungsinstitute war es ein Werk der Barmherzigkeit, Tote zu begraben. Aus einem Werk der Barmherzigkeit wurde später dann eine gesellschaftliche Selbstverständlichkeit. Inzwischen – angesichts der hohen Preise für eine Beerdigung – ist es schon wieder ein Werk der Barmherzigkeit, auch für Arbeitslose und Witwen mit schmaler Rente ein würdiges und erschwingliches Begräbnis zu ermöglichen.

Ohne Zweifel bleiben die klassischen sieben Werke der Barmherzigkeit zeitlos in Geltung: etwa Hungrige speisen, Durstige tränken, Fremde beherbergen, Tote bestatten, oder die sieben geistigen Werke der Barmherzigkeit wie belehren, raten, trösten und zurechtweisen. Doch die Gestalt der Barmherzigkeit wandelt sich. Wie könnte Barmherzigkeit heute aussehen, in einer Gesellschaft, in der soziale Absicherung und Fürsorge weithin vom Staat garantiert werden?

Ich habe einmal im Vorfeld des Elisabethjahres Menschen befragen lassen, was sie heute unter Barmherzigkeit verstehen. Gemeindemitglieder, Caritasmitarbeiter, Diakone haben Leute befragt, die sich in einer Notsituation befinden. Die Frage lautete: „Welches Werk der Barmherzigkeit wäre aus ihrer Sicht heute besonders notwendig?“ Es kamen interessante und bedenkenswerte Antworten. Die Antworten sind eingeflossen in die Formulierung von sieben Werken der Barmherzigkeit für Thüringen heute. Die Formulierung dieser sieben Werke der Barmherzigkeit stammt nicht von mir. Sie ist ein Gemeinschaftswerk – und darum sind diese

sieben Werke heutiger Barmherzigkeit für mich besonders wertvoll und überzeugend. Hier sind sie:

1. Einem Menschen sagen: Du gehörst dazu.

Was unsere Gesellschaft oft kalt und unbarmherzig macht, ist die Tatsache, dass in ihr Menschen an den Rand gedrückt werden: die Arbeitslosen, die Ungeborenen, die psychisch Kranken, die Ausländer usw. Das Signal, auf welche Weise auch immer ausgesendet: „Du bist kein Außenseiter!“ „Du gehörst zu uns!“ – z. B. auch zu unserer Pfarrgemeinde – das ist ein sehr aktuelles Werk der Barmherzigkeit.

2. Ich höre dir zu.

Eine oft gehörte und geäußerte Bitte lautet: „Hab doch einmal etwas Zeit für mich!“; „Ich bin so allein!“, „Niemand hört mir zu!“ Die Hektik des modernen Lebens, die Ökonomisierung von Pflege und Sozialleistungen zwingt zu möglichst schnellem und effektivem Handeln. Es fehlt oft – gegen den Willen der Hilfeleistenden – die Zeit, einem anderen einfach einmal zuzuhören. Zeit haben, zuhören können – ein Werk der Barmherzigkeit, paradoxerweise gerade im Zeitalter technisch perfekter, hochmoderner Kommunikation so dringlich wie nie zuvor!

3. Ich rede gut über dich.

Jeder hat das schon selbst erfahren: In einem Gespräch, einer Sitzung, einer Besprechung – da gibt es Leute, die zunächst einmal das Gute und Positive am anderen, an einem Sachverhalt, an einer Herausforderung sehen. Natürlich: Man muss auch manchmal den Finger auf Wunden legen, Kritik üben und Widerstand anmelden. Was heute freilich oft fehlt, ist die Hochschätzung des anderen, ein grundsätzliches Wohlwollen für ihn und seine Anliegen und die Achtung seiner Person. Gut über den anderen reden – ob nicht auch Kirchenkritiker manchmal barmherziger sein könnten?

4. Ich gehe ein Stück mit dir.

Vielen ist mit einem guten Rat allein nicht geholfen. Es bedarf in der komplizierten Welt von heute oft einer Anfangshilfe, gleichsam eines Mitgehens der ersten Schritte, bis der andere Mut und Kraft hat, allein weiterzugehen. Das Signal dieses Werkes der Barmherzigkeit lautet: „Du schaffst das! Komm, ich helfe dir beim Anfangen!“ Unsere Sozialarbeiter wissen, wovon ich rede.

Aber es geht hier nicht nur um soziale Hilfestellung. Es geht um Menschen, bei denen vielleicht der Wunsch da ist, Gott zu suchen. Sie brauchen Menschen, die ihnen Rede und Antwort stehen und die ein Stück des möglichen Glaubensweges mit ihnen mitgehen. Die ihnen helfen, nach langer Abständigkeit wieder in die Gemeinde hineinzufinden, ohne Spießruten laufen zu müssen.

5. Ich teile mit dir.

Es wird auch in Zukunft keine vollkommene Gerechtigkeit auf Erden geben. Es braucht Hilfe für jene, die sich selbst nicht helfen können. Das Teilen von Geld und Gaben, von Möglichkeiten und Chancen wird in einer Welt noch so perfekter Fürsorge notwendig bleiben. Ebenso gewinnt die alte Spruchweisheit gerade angesichts wachsender gesellschaftlicher Anonymität neues Gewicht: „Geteiltes Leid ist halbes Leid, geteilte Freude ist doppelte Freude!“

6. Ich besuche dich.

Meine Erfahrung ist: Den anderen in seinem Zuhause aufsuchen ist besser, als darauf warten, dass er zu mir kommt. Der Besuch schafft Gemeinschaft. Er holt den anderen dort ab, wo er

sich sicher und stark fühlt. Die Besuchskultur in unseren Pfarrgemeinden ist sehr kostbar. Lassen wir sie nicht abreißen! Gehen wir auch auf jene zu, die nicht zu uns gehören. Sie gehören Gott, das sollte uns genügen. – Und schließlich:

7. Ich bete für dich.

Wer für andere betet, schaut auf sie mit anderen Augen. Er begegnet ihnen anders. Auch Nichtchristen sind dankbar, wenn für sie gebetet wird. Ein Ort in der Stadt, im Dorf, wo regelmäßig und stellvertretend alle Bewohner in das fürbittende Gebet eingeschlossen werden, die Lebenden und die Toten – das ist ein Segen. Sag es als Mutter, als Vater deinem Kind, deinem Enkelkind: Ich bete für dich! Tun wir es füreinander, gerade dort, wo es Spannungen gibt, wo Beziehungen brüchig werden, wo Worte nichts mehr ausrichten. Gottes Barmherzigkeit ist größer als unsere Ratlosigkeit und Trauer.

Ich bin überzeugt, dass diese einfachen Werke heutiger Barmherzigkeit unsere Gemeinden durchaus bewegen und auf ihre Weise „predigen“ können. Und diakonie-sensible Gemeinden sind die beste Lobby für eine von Gottes Liebe erfüllte Diakonie.